

antwortung der religiösen Unterweisung und Bildung besteht nicht nur gegenüber dem Stoff, sondern auch gegenüber dem Menschen, dem ein für die Entwicklungsstufen seines Lebens jeweils verifizierbares Wissen vermittelt werden soll und nicht Vorstellungsschemen, die in dem Augenblick abgelegt werden, da sie für die Bewältigung des Lebens nichts herzugeben scheinen.

In dem neuen holländischen Erwachsenenkatechismus (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 11) wird, wie die Verfasser erklären, der Versuch unternommen, die Erbsündelehre entsprechend dem Weltbild unserer Zeit auszudrücken. Das vierzehn Seiten umfassende Kapitel über „die Macht der Sünde“ bietet eine Beschreibung des Phänomens der Sünde unter ihren verschiedenen Aspekten auf dem Hintergrund des Heilsangebotes Gottes. Einleitend wird die Bedeutung der Inkarnation hervorgehoben, durch die die ganze Menschheit und auch das neugeborene, ungetaufte Kind von der Freundschaft Christi gerufen sind. Die Sünde, wie sie sich in kollektiven Formen und in den persönlichen Taten des einzelnen zeigt, macht die ganze Welt vor Gott schuldig. Das wird an der Grunderfahrung der Sünde, wie sie in den biblischen Texten zum Ausdruck kommt, verdeutlicht. Es gehe dort nicht so sehr darum, daß der Mensch gesündigt *habe* und verdorben *sei*, sondern darum, daß er sündigt und sich verdirbt. Von dieser Tatsache der Sünde aus wird ihr sozialer Einfluß dargestellt. Die Sünden der Umwelt wirken auf den einzelnen ein, wodurch die Sünde zur Herrschaft gelangt. So ist jeder Mensch behaftet mit einem tiefen, vor seinen persönlichen Taten liegenden und in ihnen mitwirkenden Unwillen gegen Gott. Die Einheit des Menschengeschlechtes im Bösen komme nicht nur durch die Abstammung zu uns, sondern längs allen Wegen, auf denen Menschen Kontakt haben. Die Sünde, die alle Menschen ansteckt, geschah nicht durch einen Adam am Beginn der Menschheit, sondern durch Adam, *den* Menschen und damit jeden einzelnen von uns. Das sei die „Sünde der Welt“, der man zu Augustins Zeiten den Namen „Erbsünde“ gegeben habe. Kein Mensch werde wegen dieser Sünde allein verurteilt, sondern wegen der persönlichen Sünde, mit der er sich hinter diese stellt. Die Taufe wird darum bezeichnet als eine Einweihung für den lebenslänglichen Kampf gegen die persönlichen Sünden. Abschließend wird noch einmal auf Jesus Christus hingewiesen, durch den das Belastende der Sünde seinen Stachel verloren habe.

Gegenüber solchen Versuchen ist in den Äußerungen des außerordentlichen Lehramtes der Kirche eine auffallende Unsicherheit und Zurückhaltung zu beobachten. Der Grund dafür ist wohl zum Teil darin zu suchen, daß die

Probleme zwar gesehen werden, vorschnelle Lösungen aber gefährlich erscheinen. Das Konzil hat das ursprünglich vorgesehene Schema über das Depositum fidei, in dem die Frage der Erbsünde berührt wurde, abgesetzt. Kardinal Ottaviani bat in seinem Schreiben vom 24. Juli 1966 (vgl. Herder-Korrespondenz 20. Jhg., S. 443) die Bischöfe und höheren Ordensoberen um eine Stellungnahme zu neuerdings laut gewordenen „abweichenden und gewagten Meinungen“ über verschiedene Punkte der kirchlichen Glaubenswahrheit, unter anderen auch zu neueren Interpretationen der tridentinischen Erbsündelehre. In dem Schreiben kommt die Befürchtung zum Ausdruck, daß manche dieser theologischen Meinungen an die Grundlagen des Glaubens selbst rühren.

Der Papst versuchte in seiner Rede, die er am 11. Juli 1966 zu Beginn des Symposions hielt, zu dem sich zwölf Theologen zur Untersuchung der Fragen der Erbsündelehre in Rom zusammenfanden, eine vermittelnde Stellung einzunehmen. Einerseits zeigt er sich offen für das seelsorgerliche Anliegen der theologischen Forschung und bestätigt ihre dringende Aufgabe und Freiheit, deren Grenzen vom „lebendigen Lehramt der Kirche“ bezeichnet seien. Andererseits erhebt er Bedenken gegenüber einer Verbindung der neueren Hypothesen über die Abstammung der Menschheit mit der katholischen Erbsündelehre. Es sei klar, so sagte der Papst, daß den versammelten Theologen die Erklärungen einiger moderner Autoren über die Erbsünde als unvereinbar erscheinen würden mit der ursprünglichen katholischen Lehre: Die Auffassung des Polygenismus stimme nicht mit der Lehre der Schrift, der Tradition und des kirchlichen Lehramtes überein, denen zufolge die Schuld des ersten Menschen nicht durch Nachahmung, sondern durch Fortpflanzung auf alle seine Nachkommen übergegangen sei. Aber auch die Evolutionstheorie werde ihnen nicht annehmbar erscheinen, sofern sie nicht entschieden übereinstimme mit der unmittelbaren Erschaffung aller und jeder einzelnen menschlichen Seele durch Gott und die Bedeutung des Ungehorsams des ersten Menschen für das Schicksal der ganzen Menschheit bestätige. Jedoch gab der Papst seiner Erwartung Ausdruck, daß die Ergebnisse des Symposions eine wertvolle Hilfe in der Erfüllung seines Amtes als „Verwalter und Ausleger des gemeinsamen Glaubens“ seien. Darin klingt wohl ein umfassenderes Verständnis des Lehramtes der Kirche an. Dementsprechend stellt die Rede auch einleitend das pastorale Ziel in den Vordergrund, dem die Verkündigung der Erbsündelehre diene: die Erlösung der menschlichen Natur durch die Gnade des einzigen Mittlers Jesus Christus („Civiltà Cattolica“, 1966, S. 322 ff.; vgl. Herder-Korrespondenz 20. Jhg., S. 408).

Die Kirche in den Ländern

Die Kirche in Belgien

Belgien ist bis heute ein fast homogenes „katholisches“ Land geblieben. Es ist zwar schwierig, genaue statistische Daten über die Religionszugehörigkeit der Bevölkerung anzuführen. Es gibt keine Kirchensteuer, und bei den Volkszählungen wird die Konfession nicht berücksichtigt. Aber nach Angaben des Standardwerks für internationale kirchliche Statistik „Bilan du Monde“ (1964. Bd. 2, S. 230) liegt der Anteil der getauften Katholiken an der

Gesamtbevölkerung zwischen 95 und 97%. Die Anzahl der Protestanten wird mit 100 000 angegeben. Ein wichtiger Teil davon sind aber Ausländer. In den großen Industriestädten, besonders Flanderns, gab es zwar im 16. Jh. eine starke protestantische Bewegung. Aber zwei Jahrhunderte Gegenreformation (die spanische Monarchie im 17. und das österreichische Protektorat im 18. Jh.) haben eine homogene katholische Tradition wiederhergestellt. Der liberale Geist der belgischen Revolution hatte zur Folge, daß seit 1830 ohne Diskriminierung drei „Kult-

gemeinschaften“ vom Staat unterstützt werden: die katholische Kirche, die protestantische Synode und das jüdische Konsistorium. 1961 gab es in Belgien („Bilan du Monde“, Bd. 2, S. 133) 3792 Pfarreien, 10 386 Diözesanpriester, 1284 Seminaristen, 4985 Ordenspriester, 10 414 Brüder und 45 890 Ordensfrauen. Der Diözesanklerus, dessen Bildungsniveau (Universität Löwen) über dem katholischen Gesamtdurchschnitt liegt, ist zu 60% in der Pfarrseelsorge tätig. Belgien weist im Vergleich zu seiner Bevölkerung den Höchstanteil an Missionsberufen auf: 4317 Priester, 926 Brüder, 4611 Schwestern, 216 Laien.

Diese Statistiken vermitteln gewiß ein eindrucksvolles Bild. Und es hat eine Zeit gegeben, zu der die katholische Kirche Belgiens in der Vorhut der religiösen Erneuerung von Westeuropa stand. Nach der Revolution von 1830 bestätigte die belgische Verfassung den Triumph der liberalen Bewegung, mit der die lebendigen Kräfte des Katholizismus im Lande seit langen Jahren verbündet waren. Der belgische Episkopat in seiner Gesamtheit wurde damals im übrigen Europa als der fortschrittlichste der Kirche angesehen. Es war die Zeit, als die belgische Bischofskonferenz für das Modell der Kollegialität gehalten wurde. Als der deutsche Episkopat im Jahre 1848 in Würzburg seine Versammlungsfreiheit wiederentdeckte, wurde das Beispiel der belgischen Bischöfe herangezogen, um die eigene Bischofskonferenz auf die Beine zu stellen. Die Führer des liberalen Katholizismus in Frankreich pilgerten zahlreich nach Belgien, um dort Hilfe und Anregungen zu finden. In Italien kämpfte Rosmini für eine „Freiheit wie in Belgien“. Es war eine Zeit, da auch der „Mechelner Katechismus“ in der Mehrzahl der niederländischen Diözesen als Grundlage der Katechese diente und das katholische Belgien bei der Wiederherstellung einer eigenen Hierarchie in den Niederlanden Pate stand. Heute scheint diese Zeit weit entfernt. Das besagt nicht, daß das katholische Leben in Belgien im 20. Jahrhundert nicht mehr auf der Höhe wäre. Man könnte hier eine große Zahl von Pionieren internationalen Formates anführen: P. Lebbe (Missiologie), Abbé Cardijn (J.O.C.), Dom Lambert Beaudouin (Liturgie und Ökumenismus), Frau Baers (Soziale Aktion), Frau Poncelet (Missionsbewegung), P. Mersch (Theologie). Aber man muß anerkennen, daß Strukturen, die vor einem Jahrhundert neu waren, und andere, die vor einem Menschenalter noch nützlich waren, heute eine oftmals drückende Belastung sind, die den neuen Elan bremst. So war auch das Prinzip der Trennung von Kirche und Staat, wie es in der Verfassung verstanden wurde, 1831 eine fortschrittliche Neuerung; heute wird es überspielt durch eine Reihe politischer Transaktionen, in denen die Kirche kompromittiert und der Staat behindert wird. Das ganze Netz konfessioneller Organisationen, die vor 30 Jahren der Ruhm des belgischen Katholizismus waren, ist nach dem Zweiten Vatikanum eine immer drückendere Bürde, die die hellsehtigen Beobachter beunruhigt.

Allgemeine Merkmale

Wenn man, um das katholische Leben in Belgien zu kennzeichnen, Vergleiche mit den benachbarten Ländern anstellt, muß eine sehr wichtige Beobachtung vorausgeschickt werden: Weder der niederländische noch der französische, sondern der deutsche Katholizismus bietet die besten Vergleichsmomente. Der belgische und der niederländische Katholizismus haben historisch und soziologisch sehr verschiedene Ausgangssituationen. Außerdem hat sich die

heutige Lage kopfüber verändert. Ehedem war die belgische Kirche voraus. Heute ist sie von den Nachbarn im Norden und im Süden überrundet.

Bemerkenswerterweise führten ganz bestimmte nationale Eigenheiten dazu, daß der hohe katholische Klerus von einem eigenartigen Mißtrauen erfüllt ist gegenüber allen Neuerungen, die von einem dieser Nachbarländer herkommen. Während der ganzen Zeit von 1945 bis 1960 wurde besonders alles, was aus Frankreich kam, mit größtem Mißtrauen aufgenommen. Das galt z. B. ebenso für einen gewissen „christlichen Progressismus“ wie für die berühmten Hirtenbriefe des Kardinals Suhard. Es ist allgemein bekannt, daß Kardinal van Roey durch den Erfolg der Hirtenbriefe Suhards irritiert wurde.

Andererseits ist seit 1960 die Tatsache, daß eine Idee oder Publikation aus Holland kommt, Grund genug, um sie zu verdächtigen. In den Kreisen der diözesanen Kurien und theologischen Lehrkörper schätzt man die Qualitäten der „rechten Mitte“, der „Solidität“ und des „Gleichgewichtes“ hoch und hält sie weiterhin für eine Mitgift des Katholizismus in Belgien.

Was das Konzil näherhin betrifft, ist zu sagen: Weder in Belgien noch in Deutschland hat sich bisher eine antikonziliare Bewegung gezeigt (anders als in Frankreich und den Niederlanden). Diese Ähnlichkeiten werden wenig gespürt; denn die Beziehungen zwischen dem katholischen Deutschland und Belgien sind im Jahr 1966 viel weniger eng als im 19. Jahrhundert. Dagegen kommen die Gegensätze zum niederländischen und französischen Katholizismus wegen der Sprachenverwandtschaft mehr zum Ausdruck.

Die neuere Entwicklung

Es ist äußerst schwer, die Lage der Kirche in Belgien nach dem Konzil zu verstehen, wenn man es versäumt, die tiefgreifende Politisierung des katholischen Lebens des Landes in Betracht zu ziehen. Man braucht nicht bis ins vorige Jahrhundert zurückzugreifen, es genüge hier, an die Nachkriegszeit zu erinnern: Die „Königsaffäre“, die mit der Abdankung Leopolds III. endete, und der Schulstreik (1955 bis 1958), das waren zwei wichtige politische Vorgänge, in die die Kirche und ihre Führer sehr stark hineingezogen wurden. Direkte politische Interventionen von Bischöfen vor den Wahlen waren nicht selten, auch in den letzten zehn Jahren. Es erschienen Hirtenbriefe des Bischofs von Brügge (einer im April 1955, der den belgischen Sozialismus beschuldigte, mit den Regimen der östlichen Länder gemeinsame Sache zu machen, ein anderer im Mai 1958, der die Stimmabgabe für die dissentierende Rechtspartei als „schwere Sünde“ betrachtete), der Hirtenbrief des Bischofs von Gent (im Mai 1958) und die bedeutsamen Interventionen von Kardinal van Roey: Im Juni 1957 erhielt der Klerus formelle Anweisungen, auf das Gewissen der Gläubigen einzuwirken im Sinne einer Wahlentscheidung gegen alle Linksparteien, gegen die dissentierende Rechte und gegen die Stimmenthaltung. Am Vorabend von Weihnachten 1960 erließ der Kardinal einen Aufruf gegen den Streik der Gewerkschaften, den er als „schwere Gewissensschuld“ bezeichnete.

In dieser Beziehung stellt das Jahr 1961 eine Wende dar. Der Schulpakt, der 1958 geschlossen und sowohl von der Linken als auch von der Rechten gebilligt wurde (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 179), ging den Wahlen von 1961 voraus, und diese Wahlen waren seit langer Zeit die ersten, die ohne bischöfliche Intervention

stattfanden. Außerdem vollzog sich am Ende dieses Jahres eine wichtige Wandlung der Liberalen Partei. Sie verwandelte sich in „die Partei der Freiheit und des Fortschritts“, gab ihre antiklerikale Haltung auf und erzielte 1965 einen sehr bedeutenden Einbruch in die katholischen Kreise von Brüssel und Wallonien. Die wohlwollende Neutralität und manchmal sogar die Sympathie gewisser Kreise des konservativen hohen Klerus für die PLP ist für niemanden mehr ein Geheimnis.

Reformversuche und politische Kompromisse

Indessen hat das konkordataré Regime, das in Belgien seit 1831 besteht, der Kirche auch manche politischen Kompromisse abgenötigt. Ein Beispiel dafür ereignete sich nach dem Tode des Kardinals van Roey, als ein Plan zur Gründung von fünf neuen Diözesen (Antwerpen, Limburg, Charleroi, Luxemburg und Brüssel) die grundsätzliche Zustimmung Roms fand, aber auf den Widerstand der damaligen Regierung stieß. Die unorganische Ausdehnung der großen Diözesen Belgiens ist schon lange ein pastoraler Mißstand. Schließlich begnügte die Kirche sich mit der Errichtung einer einzigen Diözese, der von Antwerpen. Das war natürlich keine Lösung für das Grundproblem der kirchlichen Strukturen, die in Belgien im Vergleich zu ganz Westeuropa am wenigsten angemessen sind. Nach den Zahlen von 1960 hat Belgien im Durchschnitt 1453 000 Katholiken pro Diözese, Holland 633 300, Frankreich 436 000, Spanien 434 000, Luxemburg 310 000, Großbritannien 283 000, Italien 175 000, Irland 125 000 (vgl. „Katholiek Archief“, 1960, S. 1174). Der Widerstand der Regierung gegen den Plan hatte zwei Gründe: Bei den christlich-sozialen Koalitionspartnern wollten manche um jeden Preis eine kirchliche Reform vermeiden, die ein föderalistisches Gesicht gehabt hätte: fünf flämische, fünf wallonische Diözesen und Brüssel. Bei den Sozialisten bevorzugte man die Beibehaltung einer veralteten Organisation der Diözesen; denn diese war ein ernsthaftes Handicap für die apostolische Wirksamkeit der Kirche.

Die christlich-soziale Partei, die lange Jahre hindurch bereit gewesen war, die Konfessionsschule und das Netz der christlichen Krankenhäuser zu verteidigen, eine Verteidigung, die ihr beachtliche Wahlvorteile geboten hatte, zeigte sich wenig bereit, für eine Sache zu kämpfen, die, vom christlichen Standpunkt gesehen, viel wichtiger war, nämlich die der neuen Diözesen. Der Episkopat andererseits, der im Schulkampf so militant aufgetreten war, wurde passiv in einem Anliegen, das im Zentrum seiner Seelsorgsaufgabe stand.

Eine gewisse Entkonfessionalisierung

Dieser Vorfall machte deutlich, wie sehr die (irgendwie unterirdische) Solidarität zwischen der kirchlichen Autorität und dem Staat die pastorale Neubelebung schwer belasten konnte. Als es 1966 zu den Auseinandersetzungen um die Universität Löwen kam (vgl. Herder-Korrespondenz 20. Jhg., S. 216), da war es wohl dieselbe Solidarität, die auch mit dazu beitrug, die Stellungnahme zahlreicher einflußreicher Kirchenmänner zu inhibieren. Immerhin, nach 1965 macht der Wahlsieg der PLP zum erstenmal in der belgischen Parlamentsgeschichte eine „Entkonfessionalisierung“ sichtbar. Während die Repräsentanten der christlichen Weltanschauung von 1920 bis 1947 dank der Existenz und Aktivität einer katholischen Partei an allen Regierungskoalitionen beteiligt waren, ist

nach 1961 eine vergleichbare dauernde Präsenz nicht mehr durch eine konfessionelle Partei, sondern nur durch die Beteiligung von Christen an der Tätigkeit mehrerer konkurrierender Parteien gewährleistet.

Augenblicklich kann man sich fragen, ob die großen sozialen konfessionellen Verbände und Bewegungen in Gefahr sind, der Versuchung bloßer Selbstverteidigung zu erliegen.

Das katholische Verbandswesen

Die konfessionellen Organisationsformen des belgischen Katholizismus sind von Sektor zu Sektor verschieden. Zudem müssen drei Ebenen unterschieden werden: 1. die Verbände, die mehr oder weniger als Katholische Aktion zu betrachten sind, 2. die Berufsverbände im eigentlichen Sinne, 3. im politischen Bereich die christlich-soziale Partei. Nach dem Statut dieser Organisationen gibt es keinen offiziellen Zusammenhang zwischen den Organisationen der ersten und zweiten und denen der zweiten und dritten Kategorie. Aber eine auch nur summarische Analyse zeigt, daß verschiedene Personen aus ein und demselben Milieu sowohl hier wie dort auftreten und daß auf diese Weise nicht wenige wirksame gegenseitige Bindungen entstehen.

Zur Katholischen Aktion werden außer den Organisationen der „allgemeinen“ und der „spezialisierten“ Katholischen Aktion (nach französischem Muster) u. a. auch die Marianischen Kongregationen und die Legio Mariae gerechnet (zur Problematik vgl. die Konzilsintervention zur Katholischen Aktion von Kardinal Suenens; Herder-Korrespondenz 19. Jhg., S. 166). Die Jugendverbände der Katholischen Aktion sind in nach Sprachgruppen autonome Organisationen gegliedert. Seit 1962 gibt es einen interdiözesanen Rat für die Jugend. Die Berufsverbände im eigentlichen Sinne sind in manchen Bereichen konfessionell ausgerichtet, in anderen nicht. Die großen konfessionellen sozialen Organisationen sind ebenfalls meistens nach Sprachgruppen gegliedert. Die katholischen Arbeiter sind in eigenen christlichen Gewerkschaften organisiert, während die Unternehmer verschiedener Richtung in einem einzigen „neutralen“ Verband zusammengeschlossen sind. Es gibt bedeutende katholische Verbände (Bauernverband, Mittelstand) in Flandern, die einen Großteil der Vertreter eines bestimmten Sektors umfassen. Demgegenüber herrscht die „pluralistische“ Organisationsform vor in der Familienbewegung, bei der Ärzteschaft und beim Mittelstand in Wallonien. Die sehr mächtige Organisation der „Christlichen Krankenkassen“ ist mit den christlichen Gewerkschaften durch den Dachverband des „Mouvement Ouvrier Chrétien“ verbunden.

Bis zu den Wahlen von 1961 waren die Katholiken Belgiens auf politischer Ebene durch eine einzige Partei vertreten, selbst wenn in Flandern eine kleine Zahl praktizierender Katholiken links und in Wallonien nicht praktizierende Wähler rechts wählten. Es gibt keine direkten Bande zwischen den konfessionellen Verbänden und der christlich-sozialen Partei. Aber es gibt nach einem Wort von Fr. Houtart „Kontaktverbindungen“. Vergleichsweise meint Houtart, diese Kontaktverbindungen seien in Belgien weniger eng als in Italien, aber enger als in Holland und in Frankreich. Sie glichen am ehesten den Verhältnissen in Deutschland und Österreich.

Der Eindruck, daß der politische Klerikalismus der kirchlichen Autoritäten mehr und mehr abgelöst wird durch

den der Laienführer der großen konfessionellen Organisationen, wird durch einige neuere Vorfälle gestärkt: Bei der jährlichen Erinnerungsfeier für *Rerum novarum* wurde christlichen Persönlichkeiten einer anderen Partei als der christlich-sozialen der Zutritt zur Tribüne verweigert. Oder: Professor Hulpiau, der Präsident der christlichen Arbeiterbewegung, spielte auf den Umschwung beim Konzil an und erklärte auf der Sozialen Woche im Herbst 1965, die kirchlichen Autoritäten müßten möglichst bald klare Weisungen geben, nicht nur für Glauben und Sitten, sondern auch in bezug auf die Existenz und auf die Aufgaben der christlichen Institutionen. Dieser Appell zu bischöflichen Interventionen in zeitlichen Fragen enthüllt die defensive Einstellung mancher Führer konfessioneller Organisationen, die schlecht zum aggrionamento des Zweiten Vatikanums paßt.

Die Frage ist nun, ob die verschiedenen christlichen Organisationen immer ihr „gutes Gewissen“ gegenüber ihrer Tätigkeit bewahren, während die neue Entwicklung der Gesellschaft und auch die christliche Reflexion eine Rechtfertigung des „Konfessionalismus“ immer schwieriger machen. Diese Legitimation wird seit langem außerhalb der großen Organisationen bestritten. Seit dem Konzil ist der Kampf nun auch ins Innere der Zitadelle gedrungen. Da diese Entwicklung ganz neu ist, kann man daraus keine Bilanz für die verschiedenen Organisationen (Arbeiter, Bauern, Mittelstand usw.) ziehen. Wenn wir die Arbeiterbewegung hier als Beispiel heranziehen, so muß dabei wohl unterschieden werden. Es gibt drei Ebenen: zuerst die Masse der Mitglieder, die noch nicht gemerkt haben, daß das Zweite Vatikanum dort Fragen aufwerfen könnte, wo es für sie niemals etwas zu fragen gab; dann die Ebene der „Intellektuellen“ der Bewegung, die am ehesten bereit sind, eine Erneuerung in Angriff zu nehmen — es haben kleine Zusammenkünfte hinter verschlossenen Türen stattgefunden, nachdem im Juni 1964 (in Overijse) eine erste Tagung vorausgegangen war —, und endlich die Ebene der „politischen“ Leiter der Bewegung. Manche von ihnen sind vielleicht bereit, in diskreter Form den einen oder andern nach neuen Wegen suchenden Intellektuellen zu ermutigen.

Einsetzende Kritik

Man müßte hier noch eine andere wichtige Unterscheidung machen: die Unterscheidung zwischen der jungen und der alten Generation in den Bewegungen. Die erstere ist beweglicher und offener als die letztere. Es ist zu hoffen, daß die Kritik, die von einigen Intellektuellengruppen in manchen Verbänden ausgeht, früher oder später zu einem greifbaren Resultat führt.

Wenn wir uns länger beim katholischen Verbandswesen aufhalten, darf daraus nicht geschlossen werden, daß sich der im Grunde institutionelle Charakter des katholischen Lebens in Belgien auf die Organisation beschränkt. Es gibt noch andere bedeutende institutionalisierte Gruppierungen: das Netz der Krankenhäuser usw., das katholische Schulsystem, die verschiedenen katholischen Jugendverbände. Keine dieser Institutionen ist von den nachkonziliaren Fragestellungen ausgenommen geblieben. Aber besonders unter den Jungen lebt und wirkt der Wunsch, aus dem „konfessionellen“ Getto herauszukommen. Der Bund der flämischen katholischen Pfadfinder erlebt seit zwei Jahren eine gründliche Umgestaltung unter dem Einfluß von Führern, die die konfessionellen Scheidewände durchbrechen möchten. Die Bewegung der weib-

lichen christlichen Arbeiterjugend, die im flämischen Landesteil etwa 50 000 Mitglieder von 14 bis 21 Jahren hat, zeigt ein sehr waches Auge für die sozialen Vorgänge in der Wohlstandsgesellschaft und will die Emanzipation der Jugendlichen hinsichtlich ihrer familiären Bindungen auffangen. Die wallonische JOC scheint sich noch mehr vom konfessionellen Milieu zu distanzieren. Diese Jugendverbände bemühen sich in ihrer Anpassungsbereitschaft sehr aktiv um die Ergebnisse des Zweiten Vatikanums.

Wenn man für den Augenblick von den Unterschieden zwischen kirchlichen und kulturellen oder sozialen Gruppierungen absieht, dann zeigt sich: der institutionelle Charakter des katholischen Lebens in Belgien, der anfangs des 20. Jahrhunderts eine Kraft darstellte, wird mehr und mehr unvereinbar mit einer Welt, die schnell zusammenwächst. Was in der Vergangenheit Zeichen der Liebe war, ist heute in Gefahr, als Ausdruck von Machtentfaltung genommen zu werden; was in der Vergangenheit Instrument der Verteidigung war, führt heute zur Isolierung.

Versäumte Gelegenheiten

Wie steht es nun um die Aktion der Bischöfe und kirchlichen Führer in der Entwicklung nach dem Konzil? Man muß den Mut haben zuzugeben, daß die Kirche in Belgien momentan in einer Sackgasse steckt. Das kraftvolle Auftreten der belgischen Bischöfe in Rom hatte kein Gegenstück in den Verhältnissen in ihren eigenen Diözesen. Das war schon zur Zeit des Konzils bekannt. Und dieses Phänomen gab es nicht nur in Belgien. Das Echo ähnlicher Befürchtungen ist überall zu hören, besonders in Deutschland, in Frankreich und sogar in Holland. In Belgien hat es aber eine besondere klerikale Färbung: das Problem Nummer eins ist gegenwärtig das Fehlen nicht nur eines Dialogs, sondern sogar der Möglichkeit eines Dialoges zwischen den Repräsentanten der kirchlichen Autorität einerseits und dem größeren Teil des jungen Klerus und der Laien andererseits. Man bezahlt die Schuld der jüngsten Vergangenheit.

Im Lauf der letzten zehn Jahre haben sich mehrfach Gelegenheiten geboten, einen gründlichen Dialog zu beginnen, das christliche Leben von Grund auf zu erneuern, in einem Wort, mit einer Vorbereitung zu beginnen, die heute nach dem Konzil als providentiell erschienen wäre, wenn diese Gelegenheiten nicht verpaßt worden wären.

Ein erstes nationales Ereignis von ganz großer Bedeutung war der Nationalkongreß für das Laienapostolat in Löwen im Dezember 1956 (zur Vorbereitung des zweiten Weltkongresses). Das war ein revolutionäres Ereignis mit 3000 Teilnehmern in den beiden nach Sprachen geteilten Sektionen, das die Existenz einer starken Erneuerungsströmung unter den nichtorganisierten Laien und auch im Schoß der großen christlichen Organisationen deutlich machte. Die großen Themen des Zweiten Vatikanums wurden nicht nur vorgeformt, sondern sie standen im Vordergrund des allgemeinen Interesses: liturgische und biblische Erneuerung, Öffnung für einen Dialog mit den Nichtglaubenden, Feststellung des Endes der institutionalisierten Christenheit, Notwendigkeit einer Entkonfessionalisierung der christlichen Aktion und einer geschmeidigeren Gestaltung der Formen des Laienapostolates. Von diesem Kongreß ging eine ungewöhnliche Dynamik aus. Doch muß man feststellen, daß dieses Potential für eine Erneuerung in ein paar Jahren voll-

ständig verlorengegangen ist. Es gab wohl einige Gruppen, die sich bemühten, eine spezialisierte Aktivität fortzusetzen (Liturgie, Katechese, internationale Kontakte), aber die Erwartung, die der Kongreß in Laienkreisen erweckt hatte, wurde vollkommen enttäuscht. Mehrere Bischöfe waren entweder ablehnend eingestellt oder doch indifferent gegenüber den Konsequenzen, die dieser Kongreß hätte haben sollen.

Der Episkopat im ganzen mißtraute dem erwachten Dynamismus. Ein „Generalrat der Apostolatswerke“ mußte dazu herhalten, die Strömung, die von dem Kongreß ausgegangen war, zu kanalisieren und schließlich zu paralisieren. Dieser interdiözesane Rat wird schnell zu einer Art Funktionskammer: Er ist noch heute das Symbol für die apostolische Ohnmächtigkeit der belgischen Bischofskonferenz und ihres Mißtrauens gegenüber den Priestern und Laien, die die Initiatoren der Erneuerung von 1956 gewesen waren.

Eine andere verpaßte Gelegenheit fällt in das Jahr 1962. Zwei junge Soziologen, J. Kerkhofs und J. van Houtte, machten mit 40 Mitarbeitern eine Bestandsaufnahme der Kirche im flämischen Belgien, die in einem 680 Seiten starken Buch unter dem Titel „De Kerk in Vlaanderen“ (Ed. Lannoo, Tielt) zusammengefaßt wurde. Wenn es auch wahr ist, daß die Herausgeber den Fehler machten, einige Arbeiten aus dem konfessionellen Milieu zu übernehmen und so den Verfassern die Bilanz ihrer eigenen Tätigkeit zu überlassen, so war dieses Werk doch und trotz seiner Mängel eine erste Anstrengung, die alte Spur zu verlassen und mit Nachdruck neue Methoden des Apostolates aufzuspüren.

Aber weder die christliche Öffentlichkeit noch die bischöfliche Autorität schienen diese Ergebnisse ernstlich in Betracht zu ziehen, und das Buch „Die Kirche in Flandern“ blieb ohne praktische Wirkung.

Zuwenig vorbereitet

Eines der wichtigsten Kennzeichen der Kirche in Belgien nach dem Konzil ist demnach das Fehlen der Vorbereitung — bei Klerus und Gläubigen — auf die Aufnahme der Ergebnisse des Zweiten Vatikanums und besonders auf das Verständnis ihrer geistlichen Anregung.

Die Bischöfe haben es im allgemeinen versäumt, seit der Zeit der ersten Vorbereitung des Konzils die Gemeinden vorzubereiten. Weiter haben sie diejenigen, die sich in der christlichen Öffentlichkeit zu Vorkämpfern für eine pastorale, ökumenische, biblische und theologische Erneuerung machten, an die Zügel genommen.

Dieser Zustand beruht auf zwei charakteristischen Eigenarten der katholischen Kirche in Belgien. Erstens dem geistigen Paternalismus der Bischöfe, die einen überholten Begriff von Verantwortung nicht aufgeben wollen, sodann auf ihrem Individualismus, der bis heute das Zustandekommen einer wirklichen Kollegialität verzögert.

1. Wenn es stimmt, daß „unsere Gläubigen“ nicht einen genügend gereiften Glauben besitzen, um diese oder jene Reform zu verarbeiten, dann besteht die Aufgabe des Hirten genau darin, sie zu diesem reifen Glauben zu erziehen und, wie in jeder Pädagogik, die eigenen Direktiven allmählich überflüssig zu machen. Eine „Beschützung“ hat nur eine Zeitlang ihren Wert und nur insoweit, als diese Frist genützt wird, um eine Erziehungsaufgabe zu lösen und eine Erziehung zur Reife zu vollbringen. Unglücklicherweise hat die Sorge um den Schutz „vor etwas“ immer noch den Vorrang vor der Sorge um die

Erziehung „zu etwas“. Zu glauben, man könne erziehen, ohne an die Freiheit zu appellieren, ist aber illusionär.

2. Der diözesane Individualismus ist eine Erscheinung, die schon vor dem Konzil einige Nachteile aufwies (z. B. für die liturgische Erneuerung), die aber nach dem Konzil zur Untätigkeit oder zur Unordnung führen kann.

Es ist wahr, daß die Funktionsfähigkeit einer Bischofskonferenz in Belgien auf zwei erhebliche Schwierigkeiten stößt. Einmal die sehr geringe Zahl der Diözesen. Das verhindert eine mehr vom Amt her bestimmte Beziehung. Sodann müßte die Zweisprachigkeit des Landes in der oder jener Form auch in der Bischofskonferenz bemerkbar sein. Sie hat sich aber gegenüber den persönlichen Beziehungen nie durchgesetzt. Beide Male hindert die zu persönliche Bindung die Herstellung einer institutionellen. Gewiß hat der belgische Episkopat mehrfach gemeinsame, gut funktionierende Organe geschaffen. Es handelt sich dann aber fast immer um Angelegenheiten, die in einer so engmaschig verflochtenen Gesellschaft wie der unsrigen notwendig an die Peripherie des eigentlichen kirchlichen Lebens verlagert sind: Probleme, die mit einem kämpferischen politischen Konfessionalismus und dessen Verstrickungen zusammenhängen: so gibt es in Brüssel ein zentrales Sekretariat zur Kontrolle der katholischen caritativen Institutionen und eines für die Leitung des katholischen Schulwesens. Die Sekretariate befinden sich in einem ansehnlichen Gebäudekomplex in der „Guimardstraat“ in Brüssel, und der Name dieser Straße ist im belgischen politischen Leben zu einem Begriff geworden. Für viele Belgier bedeutet „Guimardstraat“ soviel wie das Gegenministerium zu den staatlichen Ministerien für das Gesundheitswesen und für Unterricht. Diese Straße ist der geometrische Ort, wo die Kirche sich mit einem beunruhigenden administrativen und politischen Apparat vorstellt und der Staat mit ihr von Macht zu Macht verhandeln muß.

Mangelnde Solidarität

Die Solidarität der Bischöfe, die nicht ansteht, sich so offen zu bekunden, wenn es gegen die anderen geht, in einer Art von konfessionellem Konkurrenzkampf, wird leider sehr viel weniger sichtbar und vor allem sehr viel weniger wirksam, wenn es sich um Fragen handelt, die im Herzen des pastoralen Lebens der Kirche entstehen. Jahrelang hat es in Belgien an einem interdiözesanen, mit entsprechendem Auftrag versehenen Organ für die Vorbereitung der liturgischen Erneuerung gefehlt, die das Zweite Vatikanum doch zur Pflicht gemacht hat. Keine amtliche bischöfliche Kommission koordiniert oder überwacht auch nur die Tätigkeit der Bewegungen des Laienapostolates. Keine offizielle Instanz ermöglicht einen interdiözesanen Dialog auf einem so wesentlichen und dringlichen Gebiet wie dem der katechetischen Reform. Was die Frage der Ausbildung der Seminaristen angeht, so existiert noch kein Gespräch zwischen dem Episkopat und den Orden aus dem einfachen Grunde, weil sogar die Koordinierung der Seminare für Weltpriester in den verschiedenen Diözesen sich als schwierig, wenn nicht unmöglich erweist.

Hier muß jedoch auf die Bedeutung des neuen Seminars „Johannes XXIII.“ hingewiesen werden, das in Löwen gegründet wurde und nach modernen pädagogischen und wissenschaftlichen Grundsätzen geleitet wird. Dieses ist Kardinal Suenens zu verdanken. Dieser entschied sich für diese Gründung, die in Belgien fast revolutionär wirkte,

ohne die Stellungnahme der anderen Bischöfe abzuwarten, von denen manche wohl das ganze Projekt in Frage gestellt hätten.

Und nach dem Konzil?

Daß im letzten Juni eine „Bischöfskonferenz“ mit einer von Rom bestätigten Geschäftsordnung in Mecheln ins Leben gerufen wurde, hat in Wirklichkeit noch nicht viel an dem diözesanen Individualismus geändert. Er belastet auch weiterhin die Zusammenkünfte der Bischöfe, und diese werden auch weiterhin in einem Kurialstil abgehalten, der keine effektive Tagesordnung, kein Protokoll der Beschlüsse kennt. Als ein Fortschritt ist jedoch die Ernennung von Abbé Leclercq zum ersten Sekretär der Bischofskonferenz im Januar 1967 anzusehen.

Die wichtigste nachkonziliare Reform, mit der die Bischöfe sich gegenwärtig lebhaft beschäftigen, ist die Errichtung eines Priesterrates in den Diözesen und beratender Körperschaften in Pfarrgemeinden, mit der Intention, dergleichen auch auf Diözesanebene zu schaffen. Die Errichtung der Pfarrräte scheint in den einzelnen Diözesen unterschiedlich urgierend worden zu sein.

Heute nach dem Konzil weist die Bilanz jedoch auch einen Aktivposten auf, der im Bereich der Meinungsbildung ausgleicht, was in den Strukturen fehlt. Trotz des Zögerns der kirchlichen Autorität ist der gegenwärtige Geisteszustand durch eine positive Entwicklung charakterisiert. In den letzten Jahren entwickelte sich der belgische Katholizismus mehr und mehr zu einer Gemeinschaft, die sich den Werten der religiösen Freiheit und einer pluralistischen Gesellschaft öffnet. Diese Entwicklung geht sehr rasch vor sich, und wenn sie sich auch noch nicht in allen Sektoren durchgesetzt hat, so hat sie doch gewiß die „Basis“ erreicht. Das zeigt sich nicht zuletzt in der Metamorphose mancher kirchlicher Publikationen mit großer Auflage, die bis vor kurzem noch die typischen Kennzeichen der Intoleranz eines „Vulgärkatholizismus“ trugen und die heute völlig den Ton gewechselt haben. Breite Schichten im katholischen Milieu haben jetzt einen Stil und eine Gestalt gewonnen, die jenen, die der Kirche fernstehen, weniger antipathisch erscheinen. War in der jüngeren Vergangenheit der Elan der Reformen und Erneuerer in Gefahr, in der Passivität einer trägen Christenheit mit ruhigem Gewissen unterzugehen, so hat heute die erneuernde Bewegung dank dem Konzil im Katholizismus Belgiens Bürgerrecht erlangt. Wenn heute da und dort sich ein gewisser Widerstand regt, so eher in manchen Kreisen der Konservativen, die aus der früher trägen Masse herauszutreten beginnen. Das sind wohl Anzeichen, daß sich in der Gesamtheit der Katholiken Belgiens das Blatt gewendet hat.

Der Fall Löwen

Man kann die gegenwärtige Situation der Kirche in Belgien nach dem Konzil nicht darstellen, ohne den Konflikt um die Universität Löwen zu erwähnen. Die politischen und soziologischen Details sollen hier übergangen werden. Die Krise an der Universität Löwen ist nur ein Symptom einer allgemeinen Krise in allen Bereichen des ganzen Landes.

Seitdem der belgische Episkopat am 15. Mai 1966 in einer ungewöhnlich autoritativen Tonart eine offizielle Erklärung abgab (vgl. Herder-Korrespondenz 20. Jhg., S. 216 ff.), die das bisherige Statut der Universität Löwen bestätigte, revoltierte die flämische Öffentlichkeit in scharfer Form gegen den Episkopat oder bisweilen sogar die Kirche. Ein

erheblicher Teil des Klerus, besonders im Schulwesen, beteiligte sich aktiv an dieser Protestbewegung. Der offene Konflikt zwischen der katholischen öffentlichen Meinung in Flandern und den Bischöfen wäre vor zehn Jahren unvorstellbar gewesen. Unter den Jungen hat er eine starke Bewegung zugunsten der Entkonfessionalisierung in Schwung gebracht. Diese Bewegung trieb manchmal geradezu auf eine „Entchristlichung“ hin, die freilich sich selbst nicht so versteht und lediglich als eine anti-konfessionelle Reaktion genommen werden möchte. Aber die Krise hat ganz offenbar gemacht, daß zwischen zahlreichen Priestern und dem Episkopat eine Kluft besteht. Manche Beobachter haben geglaubt, „Löwen“ sei der Ursprung der Schwierigkeiten zwischen Klerus und Bischöfen gewesen. In Wirklichkeit war „Löwen“ weit mehr die Wirkung als die Ursache des Unbehagens. „Löwen“ war das Ereignis, das eine schon lange im Untergrund existierende Situation ans Licht brachte. Es ist wahr, daß die flämische Öffentlichkeit gewaltsam reagiert hat. Jedoch glauben wir, daß ein in gewissen Punkten vergleichbares Mißbehagen auch unter den Katholiken französischer Sprache besteht, insbesondere bei den jungen Priestern.

Flämischer und wallonischer Stil . . .

Während die wallonischen Katholiken sich immer als viel „fortschrittlicher“ betrachtet haben, verglichen mit dem Großteil der flämischen Katholiken, zeigt die Situation des nachkonziliaren Christentums in Belgien die Tendenz, die Positionen dieses Vergleichs zu modifizieren oder vielleicht sogar umzukehren.

„Konfessionalismus“ und „Klerikalismus“ haben gewiß im christlichen Leben Flanderns und Walloniens recht verschiedene Formen. Aber eine solche verallgemeinernde Einteilung ist nicht genau. Bei einer Gesamtbetrachtung würde man das Land besser in zwei soziologische Zonen aufteilen:

1. Die ländlichen (oder eben erst in der Industrialisierung begriffenen) Regionen, die sich hauptsächlich in Flandern (Provinzen West-Flandern und Limburg), in zweiter Linie in Wallonien (Provinzen Namur, Luxemburg, zum Teil auch Lüttich) befinden.

2. Die alten Industrieregionen, die in Wallonien (Provinzen Hainaut, Brabant, Lüttich) und in Flandern (städtische Ballungsräume von Gent, Aalst, Antwerpen und Mecheln) liegen, und Brüssel.

Die nahe ländliche Vergangenheit des flämischen Landesteils hat lange den „Stil“ der vorwiegend flämischen christlichen Organisationen beeinflusst, aber heute vollzieht sich eine schnelle Entwicklung, die von außen her noch nicht genügend wahrgenommen worden ist.

Ein charakteristisches Moment dieses „Stils“ ist sicherlich herzuleiten aus der besonderen Rolle der mittelständischen Schichten, die in Flandern zahlenmäßig stärker, homogener und standesbewußter sind als in Wallonien. In Wallonien ist der soziale Fächer des christlichen Milieus viel differenzierter. Er enthält ein Bürgertum, das konservativer ist als das flämische, und einen kleinen Arbeiterflügel, der progressistischer ist als in Flandern. In den alten Industriegebieten Walloniens hat das christliche Milieu eine ganz inferiore und in manchen Fällen eine Randstellung.

Nach den Ergebnissen einer soziologischen Untersuchung aus dem Jahre 1959 über den Gottesdienstbesuch an Sonntagen ergibt sich hinsichtlich der religiösen Praxis in den verschiedenen Zonen im großen folgendes Bild:

vorwiegend ländliche Gebiete 60 % Praktizierende und darüber, industrialisierte Gebiete 40 % und darunter, die großen städtischen Agglomerationen (Brüssel, Lüttich, Antwerpen usw.) manchmal etwas über, manchmal etwas unter 25 % (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 470 f.).

Die Ursache von Reibungen

Dieser Stilunterschied zwischen flämischem und wallonischem katholischen Milieu hat zahlreiche Reibungen veranlaßt, zumal da, wo gemeinsame Organisationen einen ständigen gemeinsamen Einsatz fordern. In bezug auf die großen apostolischen und kulturellen Bewegungen hat die Kirche einen „De-Facto-Föderalismus“ verwirklicht. So gibt es ganz getrennte Organisationen für die weibliche Arbeiterbewegung, die Katholische Aktion der Erwachsenen usw. In den wirtschaftlich-sozialen Organisationen und auch in den politischen ist die strukturelle Gemeinsamkeit beibehalten worden, z. B. für die christlichen Gewerkschaften und die christlich-soziale Partei.

Viele wallonische Katholiken erheben gegen diese Strukturierung den Einwand: Die christlichen Organisationen im sozialen Bereich sind für beide Volksgruppen gemeinsam. Das heißt, sie stehen unter der beklagten flämischen Herrschaft und haben Aktionsformen, die eine majoritäre Situation voraussetzen, und das paßt durchaus nicht zu den Gegebenheiten in Wallonien (vgl. unter dem Datum vom 6. März 1959 vom „Centre de Recherches et d'Informations sociales et politiques“ herausgegebene Schrift „Structures catholiques belges“, S. 8 f.).

Doch gibt es da ein Mißverständnis, das sich freilich jetzt zu klären beginnt. Der wallonische Katholizismus zeigt ein Milieu, das sozial mehr differenziert und deshalb konfessionell weniger geschlossen ist, und er hat einen entschieden rechten und einen entschieden linken Flügel. Dagegen ist das Gros der flämischen Christen gut eingegliedert. Sie haben den wallonischen Katholiken Hilfen für ihre Aktion gegeben, deren sich die Wallonen auch sehr wohl bedient haben, zumal in der Politik. In jeder nationalen Krise, anlässlich der Königsfrage (1948—50) und des Schulstreites (1955—58), haben die wallonischen Katholiken profitiert von den Wahlergebnissen, die Flandern der christlichen-sozialen Partei einbrachte.

Die Löwener Krise ist die erste politische „Affäre“ auf nationaler Ebene, die in radikaler Form wallonische und flämische Katholiken gegeneinander aufgebracht hat. Was immer ihr Anlaß gewesen sein mag, dieser Vorfall macht der unklaren Situation, von der wir sprachen, ein Ende. Ein bedeutender Teil der öffentlichen Meinung des Volkteils französischer Sprache hat geglaubt, man könne die Spannung von Löwen einschlafen lassen, und man hat dafür konfessionelle Argumente vorgebracht. Zur allgemeinen Überraschung sind diese Argumente von der flämischen Öffentlichkeit, obwohl diese als konservativ galt, nicht honoriert worden. Die Bündnisse aus der Zeit Leopolds III. und des Schulstreites waren jetzt nicht mehr möglich.

Milieuunterschiede

Wenn der Einbruch des PLP in die katholischen wallonischen Kreise im Jahre 1965 einen Zwist im christlich-sozialen Lager andeutete, dann könnte die Affäre „Löwen“ schon bald dem wallonischen Flügel der christlich-sozialen Partei die Totenglocke läuten und das Ende der schlecht bestellten Ehe zwischen dem flämischen und

dem wallonischen Katholizismus bringen. Es ist möglich, daß ein derartiges politisches Disengagement zwischen wallonischen und flämischen Katholiken gewisse Nachteile mit sich bringt. Die Beständigkeit der Institutionen wird zweifellos darunter leiden. Gefühlmäßig betrachtet, wird es der Anfang zahlreicher Enttäuschungen sein, und bisweilen sehr tiefer. Dennoch kann diese Auseinandersetzung auch sehr große Vorteile für das Leben der Kirche einbringen: eine Entkonfessionalisierung des christlichen Lebens und eine bessere Zusammenarbeit zwischen den Christen im Sinne eines Apostolates, das wirklich von alten politischen Kompromissen befreit ist.

Die schnelle Erhöhung des Lebensniveaus in Flandern führt eine soziale Emanzipation der Laien vom Klerus herbei; die liturgische Reform, die die lebende Sprache in die Gottesdienstfeier einführt, wirkt auf das flämische Gemüt anders als auf das wallonische; die nachkonziliare Erneuerung, die auf eine mehr die Gemeinschaft betonende Ekklesiologie hin angelegt ist, findet ein besser vorbereitetes Terrain in dem homogenen Sozialmilieu Flanderns als in dem sozial stärker differenzierten Milieu von Wallonien. Dazu kommt, daß die jüngsten Strömungen des religiösen Denkens aus den angelsächsischen Ländern und den Niederlanden die christlichen Kreise in Flandern unmittelbarer und tiefer berühren als die französisch sprechenden wallonischen. Es ist charakteristisch, daß die Bücher von Robinson und Harvey Cox schon ein Jahr, bevor sie ins Französische übersetzt wurden und in Wallonien eindringen konnten, in Flandern Bestseller waren. Schließlich war es ein flämischer Theologe, Professor Schillebeeckx, der als Berater des holländischen Episkopates zu den Avantgardisten des Zweiten Vatikanums gehörte. Seine Bücher und Gedanken sind in Flandern weit verbreitet, während sie in Wallonien dem größeren Publikum unbekannt sind. Die Verbreitung einer fortschrittlichen theologischen Zeitschrift, wie es die „Tijdschrift voor theologie“ ist, im Landesteil französischer Sprache könnte man sich zum jetzigen Zeitpunkt nicht vorstellen. Vielleicht sieht es so aus, als ob die obige allgemeine Skizze im Urteil zu streng ist und ihre Darlegungen ein pessimistisches Bild von der Wirklichkeit vermitteln. Für denjenigen jedoch, der ein offenes Ohr für die öffentliche Meinung hat, ähnelt die Situation der nachkonziliaren Kirche einer Sackgasse, in die die Kirche hineingeraten ist. Gewiß sind zahlreiche Projekte in Vorbereitung, aber noch sind wenig konkrete Lösungen sichtbar geworden.

Die wichtigste Frage, die in den meisten ungelösten kirchlichen Problemen Belgiens steckt, ist und bleibt diese: Wie soll man noch ein authentisches christliches Zeugnis erbringen (d. h. mit evangeliumsgemäßen, also „schwachen“ Mitteln) in einer Gesellschaft, die mit einem kompakten Netz von christlichen Organisationen überzogen ist, von denen die einen „apostolisch“ und die anderen gewerkschaftlich und politisch, die aber alle de facto miteinander verfilzt sind?

Was am Ende übrigbleibt, das ist eine Alternative: Option für ein Christentum des Zeugnisses oder Fortsetzung eines Christentums von vorwiegend „konfessionalistischem“ Charakter? Genau diese Frage stand auf der Tagesordnung des Laienkongresses vor zehn Jahren; sie wurde vor fünf Jahren deutlich gestellt in dem Werk: „Die Kirche in Flandern.“ Heute stellt sie sich ein weiteres Mal, aber mit gesteigerter Dringlichkeit auf Grund der Tatsache des Konzils und der Autorität der Konstitutionen *Lumen gentium* und *Gaudium et spes*.